

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 89 (1963)
Heft: 46

Artikel: Die böse Farbe
Autor: Scarpi, N.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-503016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die böse Farbe

N. O. Scarpi

In einem Müllerlied Schuberts heißt es: «O Grün, du böse Farbe, du!» Nun, ich habe nichts gegen Grün, vor meinem Balkon stehen derzeit vier Reihen Palmen, und ihr Grün ist erfreulich, auch wenn es manchmal, von einem kühlen, gar nicht rivierigen Wind durchweht, schwankt.

Die Farbe, mit der ich in Unfrieden lebe, heißt Schwarz, und ihre Bosheit hat mir die Tage im Süden verbittert. «O Schwarz, du böse Farbe, du!» singe ich, obgleich die drei täglichen Espressi gar nicht schwarz genug sein können und wehmütige Erinnerungen an ähnliche oder vielmehr wenig ähnliche Getränke in der Heimat wecken. Warum aber ist Schwarz in meiner Achtung so tief gesunken? Es begann im elsässischen Colmar, wo ich zu Gast war. Die Haustochter, schwarzgelockt und schwarzäugig, war durchaus nicht angetan, mir die schwarze Farbe unlieb zu machen, ganz und gar im Gegenteil. Sie studiert in Straßburg Kinderpsychologie, weiß daher auch mit Greisen ausgezeichnet umzugehen, denen sie alle – kulinarischen – Wünsche mit Herz und Händen erfüllt. Und da in der Haustochter die kommende Hausfrau schon zur Entfaltung drängt, warf sie einen mißbilligenden Blick auf meine Schuhe, ich mußte einen Fuß nach dem andern auf einen Schemel stellen, sie bückte sich, staubte die Schuhe ab, und dann produzierte sie etwas, das wie eine Rasierseife in einem Futteral aussah, und damit fuhr sie flink über meine Schuhe, bis sie jugendlich glänzten. Wenige Minuten später waren sie trocken, behielten aber ihren Glanz den ganzen Tag. Ein wahres Wundermittel! Und als ich die Stadt von Grünewalds Altar verlassen mußte, gab mir das holde Mädchen so eine Wunderstange als Abschiedsgeschenk.

Bald darauf schlug endlich die Stunde, da die Ferien beginnen sollten. Das hundertzweiundachtzigste Buch war übersetzt, das hundertzweiundachtzigste mochte noch vier-

zehn Tage vor den Mauern toben. Dagegen mußte noch eine Fabel von La Fontaine sich gefallen lassen, so gut es eben ging, in das geliebte Deutsch übertragen zu werden. Es war die Fabel vom Pfau, der sich bei Juno beklagt, und sie hat sehr viel mit Farben zu tun, wenn auch nichts mit der schwarzen. Und wenn sie hier trotzdem in aller Ausführlichkeit zitiert wird, so nur als Beweis dafür, wie dringend nötig die Ferien waren.

Der Pfau sich bei Juno beklagt:
«O Göttin, es ist nicht ganz ohne Grund»,
er sagt,
«daß ich klage, daß ich räsonniere;
die du mir gabst, die Stimme mißbehagt
der ganzen Familie der Tiere;
wenn doch die Nachtigall mit ärmlichem
Gefieder
so süß und herrlich schmettert ihre
Lieder,
als ob nur sie den Frühling ziere.»
Doch Juno erwidert hart:
«Neidischer Pfau, hätst du die Klage
dir erspart!
Mißgönnt der Nachtigall du ihr Getön
und trägst doch um den Hals, wie
Regenbogen schön,
ein Farbenspiel von hundert Arten Seide?
Blähst dich und entfaltest als Augen-
weide
den Schweiß so reich in seiner Herr-
lichkeit
wie ein Laden mit edlem Gestein?
Wo kann ein Vogel weit und breit
des Erfolges so sicher sein?
Es darf ein einzig Tier nicht alle Dinge
haben,
drum wiesen wir gerecht euch zu ver-
schied'ne Gaben.
Des einen Teil war Kraft, des andern
Größe war,
der Falke ist geschwind, voll hohen
Muts der Aar,
der Rabe ist Prophet hinieden,
die Krähe warnt vor Unheil und vor
Graus.
Sie sind mit ihrem Los zufrieden.
Drum klage länger nicht um das, was
dir beschieden,
sonst reiße ich dir die Federn aus!»

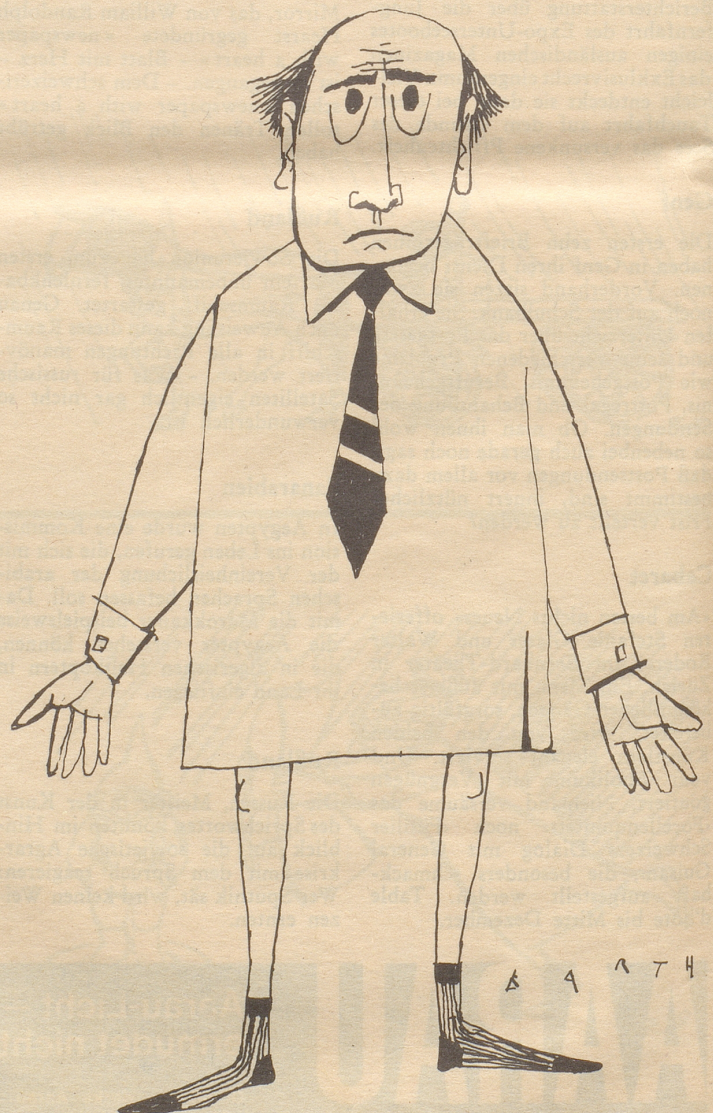
Das Gepäck war leicht, denn dort unten erwartete uns ja der Sommer, von dem man eben mit einem Blick auf den Kalender Abschied genommen hatte. Die wichtigsten Bestandteile der Garderobe waren

braune Schuhe und ein heller, fast weißer Rock, frisch aus der Putzerei, denn mit so hellen Farben ist kein ewiger Bund zu flechten. Das hundertzweiundachtzigste Buch verschwand am Ende doch auch im Koffer, denn die Hotels in Italien sind nicht allzu billig, und so war es vielleicht nötig, sich selber mit etwas Arbeit unter die Arme zu greifen. Dagegen blieb das Lexikon vergessen auf seinem Platz, und so war das Problem, ob man arbeiten sollte oder nicht, ohnehin günstig gelöst.

In der letzten Minute fiel der Blick auf die Stange mit dem Wundermittel. Nein, sie durfte nicht vergessen werden wie das Lexikon! Und in kühnem Bogen warf ich sie in den Handkoffer, der davon auch nicht viel voller wurde.

Und dann ging die Reise los. Ein junger Freund hatte sich und seinen nicht mehr taufrischen Mercedes zur Verfügung gestellt, wir fuhren, von ihm überlegen gelenkt, die Kilometer hinauf und hinunter, der Gotthard wurde, trotz seinen nicht

gerade vorbildlich gegen die Abgründe gesicherten Straßen, im Handumdrehen überwunden, die italienischen Zöllner waren frei von jeder Neugier, hätten auch nur sehr wenige Päckchen Zigaretten und etwas mehr Tafeln Chocolate gefunden; die Autostraden verführten zu Hundertkilometerdurchschnitten, vor Genua allerdings war man bergabwärts im Gedränge der Benzincamions mit Zwanzigkilometerdurchschnitten schon ganz zufrieden. Aus Genua hinauszufahren ist keine kleine Nervenprobe, erst bei Pegli darf man sagen, daß man sie überstanden hat, und dann geht es friedlich, auch hier teils auf einer wunderschönen Autostrada, dem Finale entgegen, vorderhand nur dem Finale Ligure, der guten, kleinen alten Stadt, die noch merkwürdig viel Vergangenheit erhalten konnte. Von ihren zahlreichen Sehenswürdigkeiten zu sprechen, ist hier nicht angebracht, da das Thema dieser vielen Zeilen ohnehin schon fast in Vergessenheit geraten ist. Nur eine sei erwähnt, und just



sie ist nicht mehr vorhanden. Auf der Kathedrale – die Engländer sprechen sie ungefähr «Kessiederl» aus – einem üppigen Barockbau, der abends in grünem Flutlicht leuchtet, fand sich bei meinen letzten Aufhalten eine Hausnummer, die Nummer 2, genau wie an den profanen Häusern der Piazza die Nummern 1, 3, 4, 5, 6, 7 zu sehen waren. Es ist mir nicht bekannt, ob es anderwärts üblich ist, Kirchen mit Hausnummern zu schmücken, jedenfalls hatte ich noch nie festgestellt, daß Nôtre Dame oder San Marco Hausnummern trugen. Einigen Einwohnern gegenüber machte ich meinem Staunen Luft, und da die Hausnummer seither verschwunden ist, kann ich mich stolz in dem Glauben wiegen, ich hätte dabei mitgewirkt, die Kirche von ihrer Profanierung zu befreien.

Doch zur Sache, zur schwarzen Sache! Eine freundliche Stubenmaid – in diesem Hotel gibt es überhaupt nur freundliche Gesichter und dazu jedes Jahr dieselben; bei den Angestellten und mit der Zeit auch bei den Gästen – packte die Koffer aus, versorgte die Zigaretten, versorgte auch die Chocolate. Und dann hielt sie den beinahe weißen Rock hoch und fragte: «Signora, ist dieser schwarze Fleck absichtlich da?»

Den erst verdutzten, dann entsetzten Blicken bot sich ein schlimmes Bild. Auf dem hellen Rock, ungefähr dort, wo man Orden trägt, wenn man sie hat, war ein ansehnlicher schwarzer Fleck! Und er kam, wie die meisten Unglücke nicht allein. Auch die grauen Hosen hatten gleich zwei solche Flecke erwischt! Was war geschehen? Hatte die Schwärze der Seele auf solche Art abgefärbt, wie das Bildnis Dorian Grays die Laster seines Originals verriet, während der lebendige Dorian Gray fleckenlos blieb? Beim Rock wäre das immerhin denkbar gewesen, denn der Fleck saß auf dem Herzen. Bei den Hosen aber? Nein diese Deutung mußte verworfen werden. Was aber war es sonst?

Und siehe, neben Chocolate und Zigaretten hatte die Maid die Stange aufgestellt, darin sich das Wundermittel verbarg, und nähere Besichtigung ergab, daß es offenbar die Schuld an der Verheerung trug. Aus verschiedenen, vorher unsichtbar gewordenen Poren schwitzte es schwarz hervor. Alle häuslichen Mittel eines guten italienischen Hotels wurden angewandt, denn man ist hierzulande daran gewöhnt, daß der Sugo der Spaghetti auf die Kleider der Esser spritzt. Nichts nützte. Und selbst die Tintoria vermochte dem Fleck nur zu einem Ergrauen

zu helfen, nicht aber ihn zu entfernen. Und so wird der schöne helle Rock, vorher eines Brummell würdig, die Ferientage im Schrank verbringen und später daheim in ein ungefährliches Blau umgefärbt werden.

Doch noch ist der Missätaten der Farbenstange kein Ende. Ich erinnerte mich der haustöchterlichen Colmarer Hände und meinte, man sollte doch noch nicht endgültig den Stab über die Stange brechen, mit deren Hilfe ich in so glänzenden Schuhen durch das Elsaß wanderte. Und so griff ich nach den braunen Schuhen; sie wenigstens sollten mir, in des Wortes wahrster Bedeutung, zu einem eleganten Auftreten verhelfen. Ich hob die Kappe von dem Futteral, doch das war zunächst auch alles, was ich tat, denn in großem Bogen spritzte schwarze Farbe heraus und ergoß sich auf Tisch, Stühle und Fußboden. Unbelehrbar und verstockt trug ich dennoch behutsam ein wenig Glanz auf die Schuhe auf, und, ja, sie glänzten wirklich; aber aus ihrem Braun war ein undurchdringliches Schwarz geworden. Es blieb mir nichts übrig, als den Saft vorsichtig auf die Schuhe zu tropfen. Mochten sie denn schwarz werden! Doch auch das war nicht das Resultat, sondern als sie trocken waren, schimmerte durch das Schwarz das alte Braun durch, und, ohne mich als Nachkomme Brummells zu fühlen, weigerte ich mich, also beschuht, über die Strandpromenade zu dem Platz zu wandeln, wo zu Ehren irgendeiner Herzogin im 18. Jahrhundert ein mächtiger Bogen errichtet worden war, wo ein Kakteenkalender dir täglich zeigt, daß leider auch hier die Zeit vergeht, und wo man in dem nach einem italienischen Marschall benannten Kaffeehaus den Espresso trinkt.

Die Schuhe stehen schwarzbraun im Schrank unter dem schönen, hellen Rock mit dem grauen Orden, und sie werden daheim nicht blau gefärbt werden, sondern endgültig schwarz. Von den Hosen sei geschwiegen; ihre schwarzen Flecke sind nicht dort, wo man Orden zu tragen pflegt, es sei denn, man wolle zum Ausdruck bringen, was man vom Ordenträger im allgemeinen denkt.

Das Wundermittel habe ich heimlich in – natürlich – schwarzer Nacht in das Mittelmeer geworfen. Und wenn man jetzt vom blauen Meer redet, so ist das ebenso falsch, wie wenn man die schöne blaue Donau besingt. Die Donau ist grau, und das Mittelländische Meer wird, wenn meine Erfahrungen nicht trügen, bald dem Schwarzen Meer Konkurrenz machen.

